

Immer auf Hochtouren

Premieren-Absage: Martin Wuttke erschöpft

Die Theaterbesucher, die sich am Freitagabend in der Berliner Volksbühne versammelt hatten, um Martin Wuttke in einer neuerlichen paraderollenverdächtigen Partie zu erleben, mussten wieder umkehren: In letzter Minute sagte das Haus die geplante Molière-Premiere „Der Geizige“ in der Regie von Frank Castorf ab. Wuttke sollte den knauserigen Titelhelden spielen. Auf dem Weg zur Vorstellung habe sich der Schauspieler jedoch krank gemeldet, erklärte die Volksbühnen-Pressesprecherin Nicole Konstantinou vor Ort. Wuttkes Agent Volker Störzel sprach gegenüber der Nachrichtenagentur „dapd“ von einem „Erschöpfungszustand“.

Tatsächlich klang das Arbeitspensum des 50-Jährigen in den letzten Wochen schwindelerregend. Erst Ende Mai war Wuttke beim Berliner Theatertreffen als „Platonov“ in Alvis Hermanis' fünfstündiger Tschechow-Inszenierung vom Wiener Burgtheater völlig zu Recht mit stehenden Ovationen gefeiert worden. Denn abgesehen davon, dass man es kaum einem Zweiten zutraut, diesen Frauenhelden so wunderbar grantig zu unterspielen, setzte Wuttke als Platonov auch völlig neue Maßstäbe in der Alkoholismusdarstellung. Regelmäßige Theaterbesucher wissen, dass auf der Bühne nichts so oft und peinlich danebengeht wie das Spielen von Betrunkenen. Wuttke hingegen meistert selbst solche Herausforderungen in einer Qualität zum Niederknien.

Vor zehn Tagen stand Wuttke dann schon wieder in „Der eingebildete Kranke“ am Rosa-Luxemburg-Platz auf der Bühne. Zum Auftakt der dreiteiligen Volksbühneninternen Molière-Festspiele agierte er nicht nur ohne Verzugsabungsscheu als hochnotkomischer Hypochonder, sondern hatte auch selbst Regie geführt (Tagesspiegel vom 3.6.). Parallel ließen zu diesem Zeitpunkt bereits die Proben für Castorfs Inszenierung des „Geizi-

gen“ auf Hochtouren. Und auch im letzten Teil der Molière-Trilogie – René Polleschs Bearbeitung des „Don Juan“, die im Herbst die neue Spielzeit eröffnen soll – ist Wuttke für die Titelrolle vorgesehen.

„Die Zeit für die Molière-Inszenierungen ist knapp, wie man das schaffen soll, weiß ich auch noch nicht“, hatte der Schauspieler, der nach legendären Arbeiten vor allem am Berliner Ensemble während der neunziger und an der Volksbühne während der neller Jahre seit 2009 zum Ensemble des Wiener Burgtheaters gehört, erst kürzlich in einem Interview mit dem Berliner Stadtmagazin „Tip“ gesagt. Aber er sei „selber schuld“. Die Idee, Schlag auf Schlag drei Molière-Komödien herauszubringen, ginge auf sein eigenes Konto.

Nun hofften die Volksbühne und das Publikum, dass Wuttke schnell auf die Bühne zurückkehren und die Premiere „Der Geizige“ am 14. Juni nachgeholt werden kann. Denn egal, ob als Hypochonder im „Eingebildeten Kranken“, in René Polleschs hochtourigen Diskursboulevard-Abenden oder auch als herrlich sozial-kompetenter Leipziger „Tatort“-Kommissar Andreas Keppler: Wuttke ist so etwas wie eine Garantie auf einen höchstklassigen Schauspielabend. CHRISTINE WAHL

NACHRICHT

Auktionshaus Christie's versteigert Kunstsammlung von Sigi Loch

Das Londoner Auktionshaus Christie's wird am 27. Juni die millionenschwere Kunstsammlung des deutschen Musikproduzenten und Labelgründers Sigi Loch versteigern. Mit dabei sind bedeutende Werke von Künstlern wie Gerhard Richter, Georg Baselitz, Sigmar Polke, Yves Klein und Sam Francis.

Mit der Schein und Sein AG ab in die Matrix

Lisa Buchholz inszeniert Being Incorporated im Flughafen Tempelhof

VON MARGARETE HEYER

Seien wir ehrlich: auf dem Flughafen wird man herumkommandiert. „Herr Andreas Geier bitte sofort zum Schalter 17! Lassen Sie kein Gepäck herumstehen! Nicht mehr als 20 Kilo! Werfen Sie alle Wasserflaschen vor der Sicherheitskontrolle in den Abfalleimer! Bitte die Schuhe ausziehen! Den Gürtel auch!“ Wir gehorchen. Alles im Sinne eines sicheren und reibungslosen Ablaufs. Das sind wir gewohnt. Beim Check-In zu „Being Incorporated“, einer Theaterinszenierung, die Lisa Buchholz zusammen mit Ken Powel in der Abfertigungshalle des Flughafen Tempelhof einrichtet, ist es nicht viel anders: es geht zu wie beim Eignungstest für einen Ausflug in die Matrix. Charmante, aus einer 60er-Jahre-Serie geklonte Stewardessen an rosa Bildschirmen leiten den durchaus amüsanten „Psychotest“ am Check-In Computer an und verteilen Handys, die per QR-Code das Ergebnis lesen und dem Zuschauer so eine an diesem Abend zu spielende Rolle und eine persönliche Identifikationsnummer zuweisen. Darüber hinaus dienen die Handys der Bühnenbildnerin, deren erste Regiearbeit vom Impro-Theater-erfahrenen Ken Powel unterstützt wird, aus einer fiktiven Romanrezension von Stanislaw Lem. Darin lenkt die Being Inc. als eine von drei Firmen im Jahre 2041 alles Geschehen in den USA per Computerprogramm. Gegen Bezahlung lassen die Akteuren die Wünsche der Menschen Wirklichkeit werden: die Welt, ein einziges großes Holodeck.

Ein Abend an dem Wünsche wahr werden

Nicht weniger verspricht auch die Inszenierung. Wer sich in der Boutique, deren Angebot das Beste von Beate Uhse und Theatertfunden vereint, für seine Rolle ausstatten lässt und den Anweisungen des Flughafenpersonals Folge leistet, dem werde sich sein geheimer Wunschtraum erfüllen. Bei der Auswahl der Kostüme und Requisiten herrscht Ausgelassenheit: ein junger Mann entdeckt ein Brautkleid für sich, bei den Damen erfreuen sich Prostituierten-Outfits größerer Beliebtheit. Auch das Hasenkostüm ist schnell vergeben, während sich die Mehrzahl der Herren eher als Pfarrer, Mönche, Detektive und Polizisten versucht. Ein allmäßlicher Lichtwechsel verwandelt das eben noch pragmatisch ausgeleuchtete Abfertigungsgebäude in eine Kunswelt, deren Aneignung durch Schauspieler und mitspielendes Publikum – wer hier wer ist, lässt sich schwer sagen – teils durch Neugierde und Entdeckerlust angetrieben, teils von der durch Kameraüberwachung allgegenwärtigen Abendregie gesteuert wird. Textmessages beordern Mitspieler zur Krankenstation, Flughafenpolizei und zum Schneckenrennen, das auf dem laufenden Gepäckband ausgetragen wird. Technisch – funktionale Raumelemente wie z.B. ein großes Propellerrad gemahnen wehmütig an Zeiten, in denen Ursache und Wirkung noch klar abgegrenzte Prinzipien waren. Sie erinnern wie in Blade Runner oder A.I. an Technologien aus einer vergangenen Welt.



Die Braut, die sich traut. Zuschauer als Mitspieler in „Being Incorporated“. Foto: Carla Thillheim

Im Zentrum der Flughafenhalle, die durch die Lichtregie ausgeblendet wird und trotzdem als dunkler Rahmen schon allein durch ihre Größe Respekt einflößt, liegen Kirche und Zen-Garten wie Zwillinge in verbundenen Glaskästen. Die Kirche wird beleuchtet durch ein die ganze Wand einnehmendes Jesus Antlitz, das die Besucher zu durchdringen scheint. Sie wirkt eher wie der Kontakt zum „Big Brother“ als ein Ort stiller Einkehr. Kein Wunder, dass man den Pfarrer später im Rotlichtviertel wiedertrifft. Aber zunächst soll er eine Trauung vollziehen, mit einer Braut, die den vom Computer erwählten Bräutigam nicht recht akzeptieren mag und im entscheidenden Augenblick mit einem „Nein“ und umgehender Flucht die Pläne der Regie-Vorsehung durchkreuzt. Zurück bleiben der verlassene Bräutigam und der ratlose Pfarrer. Die Hochzeitgesellschaft zieht unterdessen weiter in die Bar, einem gemütlichen Zufluchtsort in der eher düsteren und durch die vielen transparenten Raumbegrenzungen ein wenig unheimlichen Szenerie. Dort gibt es ein Unterhaltungsprogramm mit professioneller Band und einer hinreißenden Sängerin. Als durch einen Zwischenfall, in den ein Psychopath und ein Detektiv mit Pistole verwickelt sind, die Sängerin kurzzeitig ausfällt, springt ein junger Mann mit Gitarre ein und gibt Energie zum Besten. Der Barmann mixt anständige Cocktails; es ließe sich hier anhalten, wenn nicht die Flughafenangabe die Spielteilnehmer immer wieder anderen „Einsatzorten“ zuwiese: „Nummer 1165 kann seine Partnerin von der Therapie abholen.“ Die Braut wurde vom Eskalationsteam gefasst, sie ist auf dem Weg in die Kirche. „Nummer 1128 bitte sofort zum Gefängnis; ich wiederhole, Nummer 1128 bitte sofort zum Gefängnis.“ Das Gefängnis liegt auf der in ein intensives rotes Licht getauchten Galerie: wie passend, es direkt im „Vergnügungsviertel“ anzusiedeln. Durch die Milchglasscheiben ist die Silhouette des Hasen erkennbar. Eine Truppe kahlköpfiger Jungs in

weißen Anzügen hält ihn fest, das Eskalationsteam. Die herbeigerufene Gefängniswärterin ist zur Bewachung abgestellt. Nach seinem Vergehen befragt faselt der Hase etwas von einer reizenden Psychotherapeutin. Er hat scheinbar auch schon einen längeren Aufenthalt in der Bar hinter sich, denn die Geschichte verliert sich in der Beschreibung roter Lippen. An dieser Stelle überlässt die Gefängniswärterin ihn seinem Schicksal, um sich im Zen-Garten die Therapeutin einmal anzusehen. Je weiter der Abend forschreitet, desto mehr macht sich eine gewisse Nachlässigkeit im Befolgen von Anweisungen breit. Ohne Bewachung hält es den Hasen ebenfalls nicht mehr im Gefängnis. Er tröstet sich mit einer Schaukelpuppe aus der Flughafenboutique, was ihn wiederum in Kontakt mit dem Eskalationsteam bringt. Soviel zum Thema Wunscherfüllung.

Im (fiktiven) Roman wirft am Ende der Wunsch einer reichen Dame nach einem authentischen Leben ohne allmächtigen Schicksalsarrangeur die Frage auf, ob das überhaupt möglich ist und wenn es möglich wäre, wünschenswert. Auch an diesem Theaterabend scheint es weniger um Wünsche zu gehen als um die Vermittlung einer ästhetischen und vielleicht auch existentiellen Erfahrung. Durch Regieanweisungen gelenkt der vermeintlichen Wunscherfüllung entgegen strebend, müssen sich die Zuschauer mit einer Umwelt auseinandersetzen, die nach Regeln funktioniert, die sie nicht ganz durchschauen. Das kann ein „Sich Öffnen“ bewirken, ein Hinterfragen eigener Prämissen oder aber auch Verunsicherung. So lässt sich vielleicht der „Ausraster“ eines älteren Zuschauers auf der Premierenfeier erklären, der scheinbar das vertrauliche Gespräch über die gemachte Erfahrung mit einer jungen attraktiven Frau sucht, die aber weiterhin in ihrer Rolle als Prostituierte reagiert und ihm zuraunt: „Kannst wohl gar nicht genug kriegen, Süßer?“ Hier wird die

Verabredung, was Spiel ist und was echt, bewusst nicht eingehalten und der Mann reagiert zunehmend verärgert bis er schließlich der jungen Dame wütend sein Glas Sekt ins Gesicht schüttet. Doch die meisten Zuschauer absolvieren den Parcours durch voyeuristisch spannende und oft humorvolle Situationen leichtfüßig und amüsiert.

Ganz nebenbei – oder vielleicht doch durch die Vorsehung – wurde der Regisseurin ihr Wunsch erfüllt, den sie übrigens mit der alten Dame aus „Being Inc.“ teilt. Sie durfte in der Konfrontation der Zuschauer mit der theatralen Versuchsanordnung immer wieder „Authentisches“ in der Welt der „Being Incorporated“ erleben: wahren Einsatz, echte Verstimmung, unverfälschte Neugier, glaubwürdige Verwirrung, untrügliches Interesse, unzweifelhaft anarchistische Tendenzen, Spaß aus erster Hand.

Der Abend beginnt um 20.00 Uhr und dauert 3-4 Stunden. Bis 21. April immer mittwochs und samstags in der Abfertigungshalle des Flughafen Tempelhof.

Die Unvollendete

Porträt einer gespaltenen Seele: Robin de Raaffs Oper „Waiting for Miss Monroe“ in Amsterdam

VON UDO BADELT

Es ist ja ironisch, dass Marilyn Monroes Tragik ausgerechnet in ihrem bekanntesten Film am besten analysiert wird. In „Manche mögen's heiß“ gibt sich Jerry, gespielt von Jack Lemmon, als Frau aus, was ihn so überzeugend gelingt, dass sich der Millionär Osgood in ihn verliebt. Jerry bleibt am Ende nichts anderes übrig, als sich zu demaskieren: „Aber ich bin ein Mann!“ Es hilft nichts: „Nobody is perfect“, antwortet Osgood nur.

War sie nicht genau so? Der Weltstar, das 50er-Jahre-Idol, die Sexgöttin, die beständig zu rufen scheint: „Aber das ist nur mein Bild! Dahinter verbirgt sich ein echter Mensch, eine Frau aus Fleisch und Blut und mit Gefühlen!“ Aber die Öffentlichkeit antwortet nur: „Nobody is perfect.“ Gefragt war die Erscheinung, die Verpackung. Wie es wirklich aussah hinter der blonden Fassade, das blitzte erst am 5. August 1962 auf, als die Monroe tot war, zugrunde gerichtet von Barbiturat und von dem enormen Druck, der auf ihr lastete, von der Schere zwischen Image und wahren Selbst, die immer weiter auseinanderging. Die Öffentlichkeit liebt, bei allem Schauder, solche Geschichten – auch heute noch, siehe Amy Winehouse. Die Oper, die sowieso auf dem Typus der sterbenden Frau aufgebaut ist (Gilda! Carmen! Isolde! Salomé!),

tut das noch viel mehr: Marilyn Monroe war eine Figur von mythischen Ausmaßen, ihr Leben packend und dramatisch, die Fallhöhe riesig, sogar eine „Unvollendete“ gibt es, wie bei Schubert: Der nie fertiggestellte Film „Something's Got to Give“. Im 50. Jahr ihres Todes hat jetzt der 43-jährige Komponist Robin de Raaff in Amsterdam das Nächstliegende getan und eine Oper über sie geschrieben: „Waiting for Miss Monroe“.

Die Uraufführung im Rahmen des Holland-Festivals in der Stadsschouwburg ist aus mehreren Gründen ein Erfolg. De Raaff und seine Librettistin Janine Brodt sind nah dran an der Geschichte der Mon-

roe – schon der Titel spielt auf ihr legendäres Zuspielen an – und liefern doch mehr als ein Biopic. Klugerweise beschränkt sich Brodt auf die letzten Wochen ihres Lebens, eine entscheidende Phase, in der der Monroe bewusst wird, dass sie nicht mehr jung ist (mit 36 war man 1962 viel älter als heute). Sie dreht „Something's Got to Give“ und erscheint, natürlich, nicht am Set, was Regisseur Fox (Dale Duesing) in den Wahnsinn treibt.

Laura Aikin in der Titelrolle ist ein Glücksgriff! Die amerikanische Sopranistin, die ihre Karriere einst an der Staatsoper Unter den Linden begonnen hat, singt die Monroe als zerspaltenes Wesen,

zickig und divenhaft am Set, unsicher und verletzbar, wenn sie allein ist und ihre Gedanken nur dem Kassettenrekorder anvertraut, den sich der Therapeut später anhört. All die berühmten Gesten der Schauspielerin – das Streichen der ausgestreckten Arme, der Kussmund, der wackelnde Po – Aikin beherrscht sie perfekt und zeigt doch zugleich, wie hohl sie sind, wie maskinenhaft und automatisiert sie am Ende waren, wie sinntleert. Aikin verlässt sich nicht auf die platinblonden Haare, sondern schlüpft, ja kriecht in ihre Figur, eignet sie sich an, erweckt sie mit spitzem, schrillrem Sopran und einem enormen Stimmumfang zum Leben.

Steven Sloane dirigiert die Partitur mit Entschlossenheit und Biss. Eine ständige Hektik liegt über dem Stück: Filmcrews haben nie Zeit. Der in Deutschland zuunrecht unbekannte Robin de Raaff hat dazu eine nervöse, fiebrig-flimmernde Musik geschrieben, pointiert und zugespitzt, wenig lyrisch, aber doch reich an schwelgenden Klangfarben. Das durch quäkende Dämpfer verfremdete Blech spielt eine große Rolle, ebenso die Tuba und das reich ausdifferenzierte Schlagwerk, für das allein vier Musiker des Nederlands Kammerorchester nötig sind. Singt Monroe allein, wird sie nur von einem Soloinstrument umspielt, in der Regel kommt es aus den Streichern: Einsamkeit, die sich auch musikalisch vermittelt. Raaff liebt solch

zeichnhaftes Komponieren, die Oper dauert genau 90 Minuten, die Länge eines klassischen Hollywoodfilms. Bisher war er vor allem mit Orchestermusik hervorgegangen und der Oper „Raaff“ (2004).

Bei „Waiting for Miss Monroe“ überzeugt auch die Arbeit der jungen Regisseurin Lotte de Beer, die in Berlin an der Neuköllner Oper inszeniert hat. Gleich zu Beginn wird die Monroe von Kulissen bedrohlich umkreist: Ein Leben, das vom

ANZEIGE

Kirchhoff – „Konzertmeisterin der Worte“ (FAZ)
MISS SARA SAMSON
Gotthold Ephraim Lessing
28.04.15



Verzweiflung und Einsamkeit. Sängerin Laura Aikin als Marilyn Monroe in ihren letzten Lebenswochen. Foto: Hans van Bogaard

Film zerquatscht wird. Statt eines Vorhangs schließt sich eine riesige Blende. Im zentralen Teil des Stücks, in dem die Geister von Joe diMaggio, Clark Gable, Robert Kennedy und John F. Kennedy auftreten, lässt de Beer riesige Mauern nach hinten zulaufen, Sinnbild der Ausweglosigkeit. Am Ende, nachdem die brünette Norma Jeane (mit schillerndem Koloratursopran: Hendrickje Van Kerckhove) als jüngere Monroe-Version aufgetaucht ist, nur noch die nackten Mauern der Stadsschouwburg, ein Bett, ein Telefon, untermauert von dünnen Streicherklängen. Ein Leben verlischt. Der Mythos beginnt.